



Hallo liebe Freunde von Atlantis!

Na, gut ins neue Jahr gerutscht?

Atlantis geht weiter und ich hoffe, es gefällt Euch.

Nächstes Mal dürft Ihr Euch auf einen ganz besonderen Leckerbissen freuen, da hat Kahmini nämlich nicht nur das Kapitel geschrieben sondern auch das Titelbild gemacht.

Bis dahin dürft Ihr alle gespannt sein.

Und nun viel Spaß mit dem heutigen Kapitel.

Liebe Neujahrsgrüße,

Kahmini & anij

Homeward Bound

~

Heimwärts?

Drei Tage waren nun schon seit Parians Verschwinden vergangen, drei lange Tage und noch längere Nächte, in denen Shah Rukh abwechselnd darüber nachgrübelte, warum er Parian nicht mehr telepathisch erreichen konnte und sich darum sorgte, was ihm wohl zugestoßen sein könnte. Er war sich beinahe sicher, dass Parian etwas Schreckliches zugestoßen sein musste, denn sonst hätte er sich ja schon längst wieder zurückgemeldet. Zudem wusste Shah Rukh, dass Parians Bein noch lange nicht ausgeheilt war und ihn noch eine ganze Weile Probleme bereiten würde. Sein Bruder sollte im Bett liegen und sich ausruhen und sich nicht irgendwo auf einer gefährlichen Reise befinden. Immerhin war Fyatriel bei ihm, somit würde er nicht laufen müssen. Und Ebô'ney. Sie war zwar die meiste Zeit nicht gut auf Parian zu sprechen, doch wenn er in Not war, würde sie ihm helfen. Zumindest hoffte Shah Rukh das. Und hatte sie nicht einmal erzählt, dass sie lange Zeit über die Insel gewandert war? Sie würde also wissen, was auf so einer Reise zu tun war um sicher wieder nach Hause zu gelangen. Parian musste einfach gesund und sicher nach Hause zurückkehren, damit er die schrecklichen Vorwürfe ausräumen konnte, die man gegen ihn erhob.

Was Shah Rukh am meisten erschreckte war, dass beinahe jeder im Dorf der Katzen seinen kleinen Bruder für fähig hielt einen Mord zu begehen. Und dann ausgerechnet an Nemo und Said, für die Parian eine tiefe Freundschaft und Hochachtung empfand. Wie könnte Parian die einzigen Menschen töten wollen, die ihm echte Anerkennung entgegen brachten? Die ihn bedingungslos unterstützt hatten, entgegen des Widerstands seines Clans? Warum konnte niemand einsehen, wie absurd diese Vorwürfe waren?

Selbst Neery, Parians beste und längste Freundin und Vertraute, schien Zweifel an seiner Unschuld zu haben. Shah Rukh hatte sie in den letzten Tagen nicht mehr gesehen, doch er war sich sicher, dass sie, sobald sie genauer hinsah, den Fehler in ihren Gedankengängen einsah und von alleine zu der Einsicht kommen musste, dass Parian unschuldig sein musste, egal wie schwerwiegend die Beweise auch sein mochten.

Shah Rukh verstand nicht, warum Said darauf beharrte Parian auf dem Schlachtfeld gesehen zu haben. Vielleicht hatte er ja tatsächlich jemanden gesehen, der sich als Parian ausgab, aber es stand außer Frage, dass Parian in angegriffen hatte. Parian besaß ein großes Ehrgefühl. Er wäre niemals so feige, einen Freund mit der Absicht anzugreifen ihn zu töten.

Seufzend trat Shah Rukh gegen einen Stein, der über die Kante des Abhangs flog und eine kleine Gerölllawine auslöste. Bei dem Geräusch der sich bewegenden Steine sah Shah Rukh verwundert auf. Er hatte nicht auf den Weg geachtet und nun stand er genau an seinem Lieblingsplatz. Wie oft hatte er hier mit Parian gesessen und in dessen graue Augen geschaut, die auf so merkwürdige Weise denen seines Vaters ähnelten. Bis zum heutigen Tag war es Shah Rukh unbegreiflich, wie er diese Ähnlichkeit so lange hatte übersehen können. Und warum Parian nicht aufgefallen war, wie ähnlich Shah Rukh ihrem Vater sah. Nun, man mochte ihm zu Gute halten, dass ihr Vater schon recht alt gewesen war, als er nach Atlantis kam. Aber warum hatte er ihn dann auf dem Foto erkannt, dass ihren Vater noch vor Shah Rukhs Geburt zeigte? Mit einem wehmütigen Seufzer setzte Shah Rukh sich auf den Felsen, auf dem er schon so oft gesessen hatte um die Aussicht zu genießen. Eine Aussicht gab es noch immer, doch war sie längst nicht mehr so erhaben. Zwar eroberte die Natur langsam die kahlen Berghänge zurück und

bedeckte sie mit niedrigen Sträuchern und kleinen Bäumen, die fast schon wieder als Wald gelten konnten. Aber die große Stadt von Atlantis wirkte selbst aus der Entfernung grau und schmutzig. Selbst der Kristallpalast schien seinen magischen Glanz verloren zu haben und von dem geschäftigen Treiben in den Straßen der Stadt war nichts mehr zu sehen. Die Zeiten hatten sich geändert. Es war gefährlich, sich aus der Sicherheit seiner Häuser zu wagen. Dass die Bewohner der sichersten Stadt von Atlantis sich fürchteten auf die Straße zu gehen, kam Shah Rukh genauso absurd vor, wie die Vorwürfe gegen seinen Bruder. Es war verrückt, wie sehr der Krieg alles veränderte.

Eigentlich hätte Shah Rukh das Dorf der Katzen gar nicht verlassen dürfen. Bhoot war der Meinung, dass es überall außerhalb des Dorfes gefährlich war, selbst in den Gebieten, die noch nicht vom Feind besetzt waren. Aber Bhoot glaubte an Parians Schuld und deswegen legte Shah Rukh im Moment nicht gerade besonders viel Wert auf seine Meinung. Er wusste natürlich, dass das äußerst unvernünftig war und dass Bhoot selbstverständlich Recht hatte. Aber im Moment fühlte es sich gut an, ein wenig aufmüpfig und rebellisch zu sein.

Ein Geräusch schreckte Shah Rukh aus seinen Gedanken auf. Mit einem Schlag raste sein Herz und Furcht kroch langsam in seine Gedanken. Plötzlich kam er sich schrecklich unvernünftig vor und er versteckte sich halbherzig hinter dem Felsen, auf dem er gesessen hatte. Erleichtert sprang er auf, als Neery an ihm vorbeirannte. Er sprach sie an, doch sie hörte ihn nicht. Er rief noch etwas lauter, doch Neery rannte stur gerade aus, auf direktem Weg in die Stadt. Shah Rukh sah ihr nach und entdeckte etwas im Schnee, das ihm merkwürdig vorkam. Neugierig trat er heran, kniete sich in den Schnee und fand ein paar Tropfen Blut. Er hob den Blick und sah noch mehr Blutstropfen dicht neben Neerys Spuren im Schnee. Sie schien verletzt zu sein, auch wenn die Menge des Blutes zu gering war, um auf eine ernsthaft gefährliche Verletzung schließen zu lassen. Trotzdem beschloss Shah Rukh, ihr hinterher zu gehen. Sie schien ziemlich aufgebracht gewesen zu sein und war Parians beste Freundin. Gleich zwei gute Gründe, sich um sie zu kümmern.

Neerys Spur war deutlich im Schnee zu erkennen und Shah Rukh trabte los. Er war jedoch noch nicht weit gekommen, als sich ihm zwei Elfen in den Weg stellten.

„Wohin des Weges?“, fragte der eine. Er war für einen Elfen ungewöhnlich kompakt gebaut und wirkte sehr bullig. Trotz der frostigen Temperaturen standen kleine Schweißtropfen in seinem Stiernacken.

„Zivilisten ist es verboten, die bewachten Gebiete zu verlassen“, sagte der zweite, der schlank und etwa drei Köpfe größer war als sein Partner, was dem Paar einen komischen Touch verlieh.

„Es tut mir leid, ich war in Gedanken und habe nicht auf den Weg geachtet.“

„Und wohin wolltest du jetzt so eilig?“, stellte der Dicke fest.

„Das war nicht der Weg ins Dorf zurück“, ergänzte der Lange.

„Ähm, Neery kam vorbeigelaufen. Sie schien durcheinander und dann fand ich auch noch Blut neben ihrer Spur, da dachte ich, ich geh ihr nach und frage, ob sie Hilfe braucht.“

„Warum sollte eine Elfe wie Neery, die aus einem guten und angesehenen Hause stammt und zudem noch die Tochter von unserem Anführer ist, ausgerechnet die Hilfe eines *Menschen* benötigen?“, begann erneut der Dicke die Befragung. Das Wort *Menschen* klang bei ihm wie eine Beleidigung.

„Sie hat es immerhin allein quer über die ganze Insel geschafft, da wird sie es ja wohl allein bis ins Dorf schaffen“, gab der Dünne zu bedenken.

„Wie ich bereits sagte, sie schien verwirrt und...“

„Eben war sie noch durcheinander“, warf der Dicke ein.

„Und du hast das Blut vergessen“, ergänzte der Dünne erneut.

„Doch nur, weil Ihr mich unterbrochen habt. Und durcheinander und verwirrt hat in diesem Fall beinahe die gleiche Bedeutung.“

„Haarspaltereien“, sagte der Dicke.

„Ich glaube, wir sollten ihn mitnehmen. Verräter sind immer verdächtig“, antwortete der Dünne.

„Ich bin kein Verräter!“, rief Shah Rukh empört.

„Bist du nicht der Bruder von diesem Halbelfen, der versucht hat Nemo und Said zu töten?“

„Verwandte von Verrätern sind ebenfalls Verräter!“

„Parian hat nicht versucht, jemanden umzubringen!“, beharrte Shah Rukh. „Er würde so etwas nie tun!“

„Die Beweise sind erdrückend.“

„Genau. Der dreckige Halbelf ist ein Mörder und Verräter.“

„Alle Halbelfen sind Mörder und Verräter“, stellte der Dicke fest und durchbrach das gewohnte Konservationsmuster.

„Das ist nicht wahr!“, rief Shah Rukh wütend.

„Und ob das wahr ist. Von den Halbelfen ist noch nie etwas Gutes gekommen. Sie sind dreckige Harlunken von der miesesten Sorte. Bastarde, die keine Berechtigung zum Leben haben. Und Parian ist kein Deut besser!“, ereiferte sich der Dicke.

„Alrund hätte Fyana Lefay augenblicklich des Clans verweisen und ihren lumpigen Menschen töten sollen. Ich verstehe bis heute nicht, warum er sie in unserem Dorf geduldet hat. Da konnte ja nichts Gutes rauskommen. Jetzt hängen wir hier in diesem bescheuerten Dorf und müssen Câel'Ellôn unsere Treue schwören!“ Der Dünne spuckte verachtungsvoll auf den Boden.

„Parian ist kein Harlunke und auch kein Bastard“, wies Shah Rukh die beiden wütend zurecht.

„Er ist mein Bruder und hat mehr Ehre und Mumm in den Knochen als ihr in eurem kleinen Fingernagel!“

„Sag das noch mal!“, rief der Dicke.

„Hast du uns etwa gerade beleidigt, du dreckiger Mensch?“, schrie der Dünne hinterher.

Beide Elfen machten einen bedrohlichen Schritt auf Shah Rukh zu, der abwehrend die Fäuste hob.

„Ich habe nur gesagt, was ich empfinde“, verteidigte Shah Rukh sich.

„Der Halbelf ist ein mieser Verräter“, beharrte der Dicke.

„Immerhin hat er fast 1.000 Mann in den Tod geführt, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken“, fügte der Dünne wütend hinzu.

„Er ist verraten worden!“, schrie Shah Rukh den beiden entgegen.

„*Er ist verraten worden*“, äffte der Dicke ihn nach.

„Wer soll ihn denn verraten haben? Bhoot? Bael'anis? Oder gar Câel'Ellôn? Weil sonst war niemand anwesend, als der Bastard seinen Plan entwickelt hat. Alles ehrenwehrt Elfen und auch wenn ich die Katzen nicht ausstehen kann, so würde ich doch nie wagen, an dem großen Bhoot zu zweifeln. Zumindest nicht, solange ich noch auf zwei Beinen aufrecht durch's Leben wandeln will. Du siehst, der einzige Verräter in dieser Runde muss der Bastard sein.“

Die beiden machten noch einen Schritt auf Shah Rukh zu, der die Fäuste nun vor sein Gesicht hob. Der Name des wahren Verräters lag ihm auf der Zunge, doch er schluckte ihn herunter. Bael'anis war zu gut angesehen, ihn zu beschuldigen hätte seine Lage nicht unbedingt verbessert. Die Elfen zogen ihre Schwerter und nun wich Shah Rukh doch einen Schritt zurück. Er stieß gegen den Felsen.

„Hey, ich bin unbewaffnet!“, rief er und hoffte, dass die anderen das Zittern in seiner Stimme

nicht gehört hatten.

„Du bist der Bruder eines Verräters!“

„Genau, da ist das egal.“

„Er ist ein Gast, da ist das ganz und gar nicht egal“, mischte sich eine dritte Stimme ein. Etwas Schwarzes schob sich zwischen Shah Rukh und die Elfen. Erleichtert erkannte er Nath.

„Mein Bruder hat Recht“, ließ sich nun auch Billî vernehmen. „Ein Gast genießt auf Atlantis besonderen Schutz.“

„Er ist der Bruder eines Mörders und Verräters!“, riefen der Dicke und der Dünne unisono.

„Er ist der Bruder des Anführers der Elfen“, gab Billî ruhig zurück. „Er wurde von der Mehrheit der Elfen gewählt. Ich glaube nicht, dass er ein Verräter ist. Und ob er wirklich versucht hat, Said zu ermorden, konnte noch nicht zweifelsfrei bewiesen werden.“

„Said hat ihn auf dem Schlachtfeld gesehen!“

„Ich bin mir nicht sicher, was Said auf dem Schlachtfeld gesehen hat“, gab Nath ebenso ruhig zurück. „Es geschehen merkwürdige Dinge auf Atlantis in letzter Zeit. Entweder ihr geht jetzt, oder...“ Nath ließ seine Krallen an der rechten Pfote hervorschnellen und betrachtete sie scheinbar teilnahmslos von allen Seiten.

„Drei gegen zwei ist unfair!“

„Genau!“

„Ach, und zwei bewaffnete Elfen gegen einen unbewaffneten Menschen ist fair, ja?“, hakte Billî nach.

„Aber er ist...“

„Genug!“, rief der sonst so sanfte graue Kater mit einer Stimme, die keine Widerrede duldete.

„Entweder ihr verschwindet jetzt sofort und auf der Stelle oder...“ Auch Billî zeigte seine Krallen.

Die beiden Elfen sahen sich an und steckten murrend ihre Schwerter ein. Sie warfen einander einen wütenden Blick zu. Sie fühlten sich um ihren Spaß betrogen, zogen jedoch ohne ein weiteres Wort von dannen.

Billî atmete erleichtert auf. „Die beiden waren schon zu Alrunds Zeiten übelste Unruhestifter. Ich fürchte, dass Câel’Ellôn sie noch weniger unter Kontrolle hätte. Sie würden ihm vermutlich überhaupt nicht folgen, bestünde die einzige Alternative nicht in einem Leben ohne Clan.“

„Warum ist es so schlimm für Elfen, clanlos zu sein?“, fragte Shah Rukh und dachte an Parian, der sich freiwillig von seinem Clan losgesagt hatte.

„Ein clanloser Elf ist allein“, sagte Nath ruhig. „Er entbehrt jeglichen Schutzes durch andere Elfen und kann praktisch von jedem angegriffen und getötet werden, ohne eine Bestrafung erwarten zu müssen.“

„Dann hat sich ja für Parian nicht viel verändert, als er clanlos wurde. Danke, dass ihr ihn verteidigt habt und an seine Unschuld glaubt. Äh, ihr glaubt doch an seine Unschuld, oder?“, fügte Shah Rukh hinzu, als Billî und Nath betreten den Blick abwandten. Es war Billî, der beste Diplomat von Atlantis, der zuerst die Sprache wiederfand.

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass Parian Nemo angegriffen hat. Aber Said...“ Der graue Kater schüttelte traurig den Kopf. „Er hat sich verändert, seit Parian ihn aus Ravannas Fängen befreit hat. Bhoot will das nicht einsehen, aber ich weiß, wie misstrauisch Said gegenüber Parian geworden ist. Misstrauisch und ungerecht. Wir alle haben bereits erlebt, wie irrational dein Bruder handeln kann, wenn der Elf in ihm Oberhand gewinnt.“

Shah Rukh schüttelte heftig den Kopf. „Das ist lange her“, sagte er mit Nachdruck. „Parian hat sich verändert. Das Band zwischen uns wirkt ausgleichend auf ihm. Außerdem hat er viel

mehr Selbstbewusstsein gewonnen. Der Elf in ihm kann ihn nicht mehr so leicht aus dem Gleichgewicht bringen!“

Billî sah Shah Rukh nun wieder direkt in die Augen. Trauer lag in seinem Blick, aber auch die Hoffnung darauf, falsch zu liegen und eines besseren belehrt zu werden.

„Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mir wünsche, dass du Recht hast. Von uns allen kennst du deinen Bruder am besten. Es ist nur... Die Beweislast ist erdrückend und sein plötzliches Verschwinden macht ihn auch nicht unverdächtiger. Mein Herz möchte deinen Argumenten bereitwillig folgen, doch mein Verstand sagt, dass Said sich nicht geirrt haben kann. Er mag sich verändert haben, doch er ist immer noch ein ehrlicher Mensch. Und er hat leider sehr gute Augen.“

„Und du, Nath?“, wandte Shah Rukh sich an den schwarzen Kater, der unbehaglich seine weißen Pfoten rang. „Was glaubst du?“

„Mahi ist von Parians Unschuld überzeugt“, sagte Nath sichtlich verlegen.

„Und du? Was glaubst du?“, beharrte Shah Rukh.

„Ich weiß nicht was ich glauben soll“, gab Nath zu. „Parian ist mein Freund und Mahi hat sich in solchen Dingen noch nie geirrt. Man muss sich ja nur mal die Königin anschauen. Mahi hat in ihr bereits eine Freundin gesehen, als der Rest der Insel sie noch verachtet hat. Aber die Beweise... Niemand kann hinter die Stirn eines anderen gucken, niemand außer dir. Doch selbst dir ist der Blick im Moment verwehrt. Ich möchte so sehr an Parians Unschuld glauben. Aber ich kann die Zweifel leider nicht ganz ausräumen. Es tut mir leid.“

Shah Rukh lächelte seine Freunde versöhnlich an. „Das ist mehr, als ich bis jetzt von irgendeinem anderen gehört habe. Danke, meine Freunde. Vielleicht hilft es ja gegen eure Zweifel, wenn ich euch versichere, dass Parian nach der Verwundung am Bein gar nicht in der Lage gewesen wäre zu kämpfen. Er konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten und nur eine kurze Strecke gehen. Aber, ich möchte euch nicht drängen. Ich kann verstehen, dass ihr bei der Beweislage zweifelt. Mir ist selbst völlig unbegreiflich, was da auf dem Schlachtfeld geschehen ist. Immerhin fühlt ihr, dass Parian unschuldig sein könnte, und das ist mehr, als ich von Bhoot gehört habe“, schloss er bitter.

Billî legte Shah Rukh beschwichtigend eine Pfote auf die Schulter. „Bitte geh nicht zu hart zu Gericht mit Bhoot“, bat er eindringlich. „Ich sage das jetzt nicht nur, weil er mein Bruder ist. Du hast erlebt, wie die Elfen aus Alrunds Clan sich benehmen. Selbst bei C  el'Ell  n stehen nicht alle Elfen hinter dem Frieden zwischen Elfen und Katzen. Viele sehen in dem jetzigen Zustand nur einen Waffenstillstand, den sie brechen wollen, sobald der Krieg vorüber ist. Es steht zu befürchten, dass die Elfen sich spalten werden, ein Volk, das friedlich mit den Katzen lebt und eines, das den alten Hass wieder aufflammen lässt. Ich überlasse es deinem klugen Verstand zu überlegen, welche der beiden Fraktionen die größere sein wird. Der Frieden mit den Elfen ist nicht so sicher, wie es zu sein scheint. Ich bin sicher, Bhoot plagen ähnliche Zweifel wie uns, nur ist er leider nicht in der Position, sie offen aussprechen zu können.“ Billî seufzte tief. „Ich wünschte nur, Parian käme zurück und würde alles aufklären.“

„Ich versuche es immer wieder, ihn zu erreichen, aber es gelingt mir einfach nicht. Ich hoffe nur, man wird ihm die Chance zur Aufklärung geben, wenn er zurück kommt.“

Die Katzenbr  der sahen einander an, sagten jedoch nichts. Shah Rukh war ihnen sehr dankbar, dass sie die Zweifel nicht aussprachen, die er in diesen Blicken gesehen hatte.

„Pass auf!“

Parian schreckte hoch. Ebô'ney hatte ihr Pferd an seine Seite gelenkt und verhindert so, dass er zu Boden fiel. Mit ihrer Hilfe richtete er sich mühsam wieder auf und atmete erleichtert auf. Noch einen Sturz von Fyatrils Rücken würde auch die wenigen Stellen, die ihm noch nicht wehtaten, mit blauen Flecken bedecken.

„Wo sind wir?“, erkundigte er sie, als sein Atem nachdem Schrecken wieder ruhiger ging und meinte eigentlich: „Wie lange habe ich diesmal geschlafen?“

Mit dem ewigen Frühling war noch eine weitere Eigenschaft von Atlantis verloren gegangen, nämlich die der schnellen Regeneration. Vielleicht stand auch nur generell weniger magische Energie zur Verfügung als früher. Parian hoffte, dass nur einer der Gründe die Ursache für seine momentane Schwäche war, denn beide zusammen wären nicht nur für ihn tödlich. Wie sollten sie den Kampf gegen Ravanna und Roog gewinnen, wenn die Katzen sich nicht ausreichend regenerieren konnten und zudem auch noch ihre heilenden Kräfte teilweise oder gar völlig verloren? Hatten sie überhaupt eine Chance, wenn es ihnen nicht gelang, ihre mangelnde Truppenstärke durch eine höhere Regenerationskraft und talentierte Heiler auszugleichen?

„Atlantis an Parian, Atlantis an Parian?!“

Der Halbelf schreckte hoch. Hatte er schon wieder geschlafen? Oft bemerkte er es nur, weil sich die Landschaft um ihn herum verändert hatte.

„Ja?“, gab er unsicher zurück.

„Kaal'jashwa sagt, dass wir gleich an eine größere Höhle kommen, wo es auch Wasser gibt. Er betont zwar, dass sie keine Pause brauchen, aber Fyatril und er haben Angst um dich. Und ich auch“, fügte sie leise hinzu.

„Es geht mir gut“, behauptete Parian eine Spur zu entschieden und etwas zu schnell. „Wir müssen weiter! Je schneller wir wieder Zuhause sind, desto besser. Ich habe das unguete Gefühl, dass mein Verschwinden Wasser auf die Mühlen gewisser Leute sein wird. Ich hoffe nur, dass es uns bald gelingt, Rah'ûns Einfluss auf unsere Freunde zu brechen. Sonst sehe ich schwarz.“

Ebô'ney war bei der Erwähnung von Rah'ûns Namen kaum merklich zusammengezuckt. Es versetzte ihr immer noch einen Stich, dass ausgerechnet sie die Schlange in ihr kleines Paradies gebracht hatte, die alles zerstören würde. Sie gab sich zwar kämpferisch, aber tief in ihrem Innern glaubte sie nicht mehr an einen Sieg.

„So schlimm wird es schon nicht sein“, versuchte sie Parian zu beruhigen. „Du darfst nicht vergessen, dass das gesamte Katzendorf hinter dir steht.“

„Das habe ich gemerkt!“

„Brauchst gar nicht so sarkastisch werden. Hab ich denn etwa unrecht?“

„Hast du schon vergessen, wie es war, als ich euch vor Rah'ûn warnen wollte? Shah Rukh war der einzige, der zu mir gehalten hat.“ *Und das auch erst, nachdem er mich töten sollte*, fügte er in Gedanken hinzu. Er nahm es seinem Bruder jedoch nicht übel, schließlich besaß Rah'ûn eine außergewöhnlich starke Gabe der Beeinflussung und Shah Rukh hatte sich im entscheidenden Moment richtig entschieden. Im Grunde war Parian stolz auf seinen Bruder, der es ohne jegliche magische Begabung geschafft hatte, sich aus dem magischen Bann zu befreien.

„... dass sie etwas daraus gelernt haben“, hörte er Ebô'ney sagen. Offensichtlich litt nicht nur seine Fähigkeit zur Teleportation, sondern auch seine Konzentration unter den gegebenen Umständen.

„Du kannst dich nur gegen Rah'ûn wehren, wenn er etwas von dir verlangt, dass dir aus tiefstem Herzen widerstrebt. Mich zu verteufeln gehört offensichtlich nicht dazu.“

„Verteufeln ist aber ein hartes Wort“, warf Ebô'ney ein.

„Dann nenn' es halt wie du willst. Ich frage mich nur langsam, warum ich mir hier den sonst was aufreiße, um ein Dorf voller Idioten zu retten, die mich für den leibhaftigen Feind halten und die mich eh lieber tot sehen würden. Was bringt es, eine Insel zu retten, deren Bewohner mich hassen?“

„Weil es genug Lebewesen auf dieser Insel gibt, denen du nicht egal bist und die dir auch nicht egal sind.“

„Und wer soll das sein?“, fauchte Parian sie wütend an. Er fühlte sich schrecklich missverstanden, einsam und allein.

„Dein Bruder, Saif, Karan, Nemo, Neery und... ..und ich“, fügte sie schüchtern hinzu. „Bitte, Parian, ich glaube dir nicht, dass du alles so negativ siehst. Das ist doch nur der Elf, der da aus dir spricht! Pass auf, wir nehmen Kaal'jashwas Vorschlag an und übernachten in der Höhle. Vielleicht geht es dir ja besser, wenn du endlich mal wieder vernünftig geschlafen hast.“ Sie merkte, wie falsche Hoffnung in ihr aufstieg.

Parian fügte sich ihrem Vorschlag eine Rast zu machen nur widerstrebend, gab Ebô'ney am Ende aber recht.

„Entschuldige, bitte“, sagte er nach einer Weile.

„Geschenkt“, gab Ebô'ney mit gespielter Fröhlichkeit zurück. „Irgendwo hier muss es sein.“

Sie fanden die Höhle nach einigem Suchen. Sie lag in einer engen Schlucht, abseits vom Weg. Müde und zerschlagen ließ Parian sich von Fyatrils Rücken rutschen und schaffte es kaum, auf den Beinen zu bleiben. Selbst Ebô'neys Freude darüber, dass in der Höhle ein paar vertrocknete Büsche lagen, die ihnen mindestens die halbe Nacht ein Feuer sichern würden, riss ihn nicht aus ihrer Lethargie. Er legte sich neben Fyatril und kuschelte sich an ihre Flanke, während Ebô'ney sich um das Feuer kümmerte. Er war schon fast eingeschlafen, als Ebô'ney ihn ansprach.

„Schläfst du schon?“

„Hmh...“

„Kann ich dich mal was fragen?“

„Hmh...“

„Wie hältst du das aus, ständig eine Stimme in deinem Kopf zu haben? Und was kann ich gegen dieses ständige Verlangen nach Gras unternehmen?“

Parian lächelte und rappede sich noch einmal auf.

„Du darfst nicht alles zulassen. Ohne eine mentale Mauer würde ich jedes Tier hören, dass sich in meiner Nähe aufhält, sowie alle starke Gedanken in meiner Umgebung. Es ist nicht besonders angenehm, die Gedanken eines anderen zu belauschen. Stell dir vor, ich würde alles hören, was Shah Rukh denkt! Das wäre doch peinlich.“

„Kannst du dich nicht an ihn wenden? Ihm Bescheid sagen, wo wir sind?“

Parian seufzte. „Die Telepathie ist leider genauso tot wie die Teleportation. Vermutlich, weil wir zu weit weg sind. Ich versuche es in regelmäßigen Abständen, genauso wie zu teleportieren. Es tut mir leid, aber es geht nicht.“

Sie nickte verständnisvoll. Sie hatten schnell gemerkt, dass der Heimweg nicht so einfach werden würde, wie gedacht. Die Nyrhy hatten versichert, dass sie den schnellsten Weg durch das Gebirge kennen würden und waren los getraut. Nach ungefähr einem Tag hatten Parians Probleme begonnen, sich auf dem Pferd halten zu können. Seit dem litten seine Kräfte zusehends. Ebô'ney wollte weder sich noch ihm eingestehen, wie sehr sie sein Zustand beunruhigte. Sie kamen immer schlechter voran, weil Fyatril nur noch Schritt gehen konnte, wollte sie Parian nicht gefährden. Die wachen Momente wurden immer seltener, die meiste Zeit

fiel er in eine Art Dämmerzustand. Mittlerweile, am dritten Tag, wurde der Proviant knapp. Sie hatte Parian den größten Teil des Essens gegeben, das sie von Jeanne erhalten hatte, denn er brauchte es dringender als sie. Das nagende Hungergefühl machte ihr nichts aus, sie wusste, wie sie damit umgehen musste. Aber Parian...

„Aber zurück zu deinem Problem“, sagte er unvermittelt nach einer Pause. „Konzentriere dich auf dich selbst und stell dir eine große Mauer vor, die dich von Kaal’jashwa trennt. Dein erstes Ziel sollte sein, ihn völlig abzublocken, nichts mehr von ihm zu hören. Wenn du das geschafft hast, schaffe ein Fenster in der Mauer, das du nach Bedarf öffnen kannst und gib Kaal’jashwa das Recht, dieses Fenster selbst öffnen zu dürfen, wenn er mit dir in Kontakt treten möchte.“

„Das klingt kompliziert. Wie lange werde ich brauchen, um das perfekt zu können?“

„Kommt darauf an, wie konzentriert du übst. Der Block dürfte dir relativ schnell gelingen. Das Schwierige sind die Fenster. Mit etwas Glück haben wir noch genug Zeit, damit du die richtige Technik erlernen kannst. Wenn ich nicht mehr so müde bin, können wir auch mal zusammen üben. Aber im Moment fehlt mir dazu leider die Kraft.“

Der letzte Satz versetzte ihr einen Stich. Wo war der freche, lebendige, unmögliche Elf geblieben, der sie mit jedem Wort zur Weißglut brachte? Parian war kaum mehr als ein Schatten seiner selbst.

„So wichtig ist das jetzt auch gar nicht, es hat mich halt nur interessiert. Ruh dich aus.“

Ebô’ney war sich nicht sicher, ob Parian ihre letzten Worte noch gehört hatte. Behutsam breitete sie ihren Umhang über ihm aus und setzte sich näher ans Feuer.

Sie schaute den Fremden noch lange nachdenklich nach. Waren sie überhaupt Fremde? Die junge Frau war Kaalmeshs Nichte gewesen und der Halbelf hatte Fyatriel an seiner Seite. Sie hatte sich große Sorgen gemacht, als die Stute eines Morgens verschwunden war. Nur die Tatsache, dass Kaal’jashwa nicht beunruhigt war, hielt sie davon ab, Alarm zu schlagen. Es hatte sie gefreut zu sehen, dass sie endlich den ihr zgedachten Reiter gefunden hatte. Und noch mehr, dass sie jetzt wieder mit Kaal’jashwa zusammen sein konnte.

Doch da hörten die erfreulichen Gedanken auch schon auf. Auf Atlantis herrschte Krieg. Das war ein unhaltbarer Zustand, war die Insel doch stets ihr sicherer Hafen des Friedens gewesen. Bevor sie hier aufgewacht war, wohl bewacht und behütet von den Katzenwesen, hatte sie nichts weiter gekannt als Krieg. Hundert Jahre hatte er letztendlich gedauert, das wusste sie von Nemo. Hundert Jahre Hunger, Leid und Not. Sie weigerte sich darüber nachzudenken, wie viele Menschen ihr Leben in diesem Krieg hatten lassen müssen, sei es auf dem Schlachtfeld oder in den Dörfern. Gewalt und Hunger hatten sicher einen hohen Tribut gefordert. Und im Grunde hatte sie nichts dagegen tun können.

Sie lebte bereits so lange auf Atlantis, dass es ihr schwer fiel, sich an alle Fakten ihres alten Lebens zu erinnern. So wusste sie zum Beispiel nur noch, dass der Krieg begann, weil die Engländer glaubten, einen Anspruch auf den Französischen Thron zu haben. Damals hatte sie es verstanden, irgendein komplizierter Streit um die Erbfolge, heute schien es ein absolut lächerlicher Grund zu sein, gemessen an den Opfern, die es gegeben hatte,

Es war ihr egal, was Kaalmesh sagte, sie konnte einfach nicht auf einer Insel leben, auf der Krieg herrschte! Fyatriel und Kaal’jashwa hatten ihre Wahl bereits getroffen und sie hatte deutlich gespürt, dass die anderen Pferde ihnen am liebsten gefolgt wären.

Langsam schlenderte sie den Weg entlang, den ihre Füße beinahe von selbst fanden, obwohl sie ihn so lange nicht mehr gegangen war. Am Anfang war das anders gewesen. Am Anfang hatte sie einfach nicht loslassen können. Der Gedanke an den Verrat, den sie erlitten hatte, schien sie den Verstand kosten zu wollen. Beinahe jeden Tag war sie diesen Weg gegangen, hatte die geheime Höhle aufgesucht, in der sie alles aufbewahrte, was sie an ihr altes Leben erinnerte.

Mit Schauern dachte sie an den Moment, als sich die Fackel senkte und das trockene Holz zu ihren Füßen in Brand setzte. Als sie zum ersten Mal hörte, dass man sie zum Scheiterhaufen verurteilt hatte, hatte sie aus Angst vor den Flammen spontan widerrufen. Als man sie zwang, ihr Geständnis nachts auf einem Friedhof zu unterzeichnen, war sie beinahe vor Angst gestorben. Allein ihr Glaube hatte sie aufrecht gehalten. Später, als sie erkennen musste, dass der Tod ihr dennoch sicher war, weil die Engländer sie einfach nicht am Leben lassen durften, hatte sie sich erneut in ihren Glauben geflüchtet. Gott hatte sie in die Schlacht gelenkt, Gott würde sich auch weiter ihrer annehmen. Sie hatte nicht geschrien, als man sie misshandelte, und sie hatte nicht nachgegeben, als man sie lockte freizukommen, wenn sie sich nur den Wärtern hingab. Aus lauter Furcht, dass man ihr Gewalt antun könnte, hatte sie schließlich Männerkleidung angelegt, weil sie keine andere Kleidung hatte. Sie ahnte, dass es eine Falle der Engländer war, doch was hätte sie tun sollen? Ihre Tugend opfern? Nein, das war für sie nicht in Frage gekommen.

Sie stieg die natürlichen Treppen hinauf, die Wind und Regen in den Fels geschlagen hatten. Sie waren ausgetretener als damals, als sie dieses Tal zum ersten Mal betreten hatte, der einzige Beweis dafür, wie viel Zeit vergangen war. Sie hatte irgendwann aufgehört die Jahre zu zählen, als ihr Sohn aufgehört hatte, sichtbar zu altern. Sie selbst sah immer noch fast genauso aus wie damals mit 19 Jahren... Alles war gleich geblieben, nur der Fels, der hatte sich stetig verändert.

Manchmal wachte sie nachts auf, weil das Knistern der Flammen sie geweckt hatte. Dann glaubte sie die Hitze zu spüren, die erst ihre Füße, dann ihre Beine und schließlich ihren ganzen Körper erfasste. Sie hatte unaufhörlich Gebete gemurmelt, daran erinnerte sie sich noch, dann wusste sie nichts mehr. Gott hatte sie in seiner großen Gnade ohnmächtig werden lassen. Als sie die Augen wieder aufschlug, saß ein bärtiger Mann in seltsamer Kleidung neben ihr, den sie im ersten Moment mit Gott verwechselte. Doch er war nicht Gott, er war lediglich ein Niemand, der ihr eine zweite Chance gab. Manchmal glaubte sie auch heute noch, dass Nemo ihr von Gott geschickt worden war, auch wenn sich ihr Verhältnis zur Religion merklich abgekühlt hatte. Zu viel war ihr im Namen Gottes angetan worden. Die Ruhe und der Frieden auf Atlantis hatten ihr übriges dazugetan.

Und die Katzenwesen...

Sie erinnerte sich noch sehr gut an die hübsche, graugetigerte Katze, die bei ihr war, als sie auf Atlantis erwachte. Noch immer hatte sie die Wunden getragen, die man ihr im Namen Gottes zugefügt hatte, doch die Katze hatte sie alle geheilt. Nie würde sie die Tränen vergessen, die in ihren strahlend blauen Augen geglitzert hatten, als sie sah, was man ihr angetan hatte. Leider war ihr Name im dunkel der Zeit versunken. Aber das Mitgefühl dieser Katze war Balsam für die geschundene Seele einer gequälten, verratenen jungen Frau. Es tat ihr leid, dass sie den Namen vergessen hatte. Das hatte dieses sanfte Wesen nicht verdient!

Sie hatte ihr Ziel fast erreicht. Es war schon seltsam, welche lang verschütteten Gedanken die Nachricht vom Krieg wieder in ihr Bewusstsein spülte. Beinahe sah sie sich bei ihrem Vater auf den Feldern von Domrémy-la-Pucelle stehen. Sicher würde sie sich auch ihre Visionen zurück ins Gedächtnis rufen können, bliebe sie nur kurz stehen, um die Augen zu schließen. Die heilige Katharina, Erzengel Michael und die heilige Margareta hatten ihr Gottes Wunsch übermittelt, dass sie Frankreich von den Engländern und Burgundern befreien sollte. Sie kniete in Ehrfurcht

vor ihnen nieder, später sollte man sie deswegen der Dämonenanbetung für schuldig befinden. Sie war so schrecklich naiv gewesen!

Endlich, die letzte Stufe. Zögernd blieb sie stehen. Was erhoffte sie sich eigentlich noch hier zu finden? Sie war schon so lange nicht mehr hier gewesen. Vermutlich hatte der Rost bereits alles zerstört. Auch auf Atlantis gab es hin und wieder einen leichten Regen und Feuchtigkeit war Gift für Eisen, das wusste sie.

Trotzdem kniete sie nieder und öffnete die Kiste, die in einer kleinen Höhle hoch über dem Tal lag. Was sie sah, erstaunte sie. Ihr Helm glänzte silbern im Sonnenlicht, das Kettenhemd war ordentlich geschmiert, nicht ein einziges Glied fehlte. Jemand hatte sogar die Stelle ausgebessert, an der ein Pfeil ihre Schulter durchbohrt hatte. Der Rest der Rüstung war ebenfalls in hervorragendem Zustand. Behutsam strich sie über den Brustpanzer, der extra so angefertigt worden war, dass er ihre weiblichen Attribute versteckte. Die Schwertscheide sah aus, als wäre sie gerade erst gefertigt worden. Das Holz war gut geölt und die Metallverzierungen sorgfältig poliert. Fassungslos schüttelte sie den Kopf und zog ihr Schwert aus der Scheide. Die Schneide war scharf und schien freudig auf ihren nächsten Einsatz zu warten. Würde sie es erneut schaffen zu töten?

„Ich habe geahnt, dass du sie eines Tages noch ein mal brauchen würdest.“
Scheppernd fiel das Schwert zu Boden.

„Verzeih, Maman, ich wollte dich nicht erschrecken.“

Hastig wischte sie sich eine Träne aus den Augen. „Aber das hast du doch nicht, mon petit.“ Sie erhob sich langsam. Samudresh reichte ihr die Hand, um sie zu stützen.

„Merci, mon petit. Woher wusstest du von meinem Schatz?“

„Ich habe mich immer gefragt, wo du heimlich hingehst und warum du so traurig bist, wenn du zurück kommst. Da bin ich dir gefolgt. Ich konnte verstehen, dass dir deine Rüstung etwas bedeutet hat und auch, dass sie dich traurig macht. Ich wollte nicht, dass sie eines Tages nicht mehr da ist. Du hast mir so viele Geschichten aus deinem alten Leben erzählt, gute wie traurige, ich wollte diesen Teil deines Lebens erhalten. Ich hatte gehofft, dir eines Tages eine Freude damit machen zu können. Hätte ich geahnt, dass du sie eines Tages noch einmal anlegen würdest um in den Krieg zu ziehen...“

Sie strich ihm zärtlich durch das dunkle Haar, dass er von seinem Vater geerbt hatte.

„Oh, mon petit“, flüsterte sie. Sein Vater mochte es nicht, wenn sie ihn so nannte. Doch er liebte es, wenn sie ihn dieser fremdartigen Sprache anredete, mit der sie aufgewachsen war. „Es tut mir leid, mon petit. Aber ich kann nicht ruhig in diesem abgeschiedenen Tal sitzen bleiben, wenn anderswo ein Krieg geführt wird. Das verstehst du doch, mon petit, n'est pas?“

„Ach, Maman, habe ich dich jemals nicht verstehen können?“

Sie musste lächeln, denn es stimmte. Ihr Sohn hatte sie stets besser verstanden als ihr Mann.

„Dann bist du mir nicht böse, wenn ich den Krieg ziehe?“

„Nein, Maman, aber ich wäre enttäuscht, müsste ich hier zurückbleiben.“

Entsetzt trat sie einen Schritt zurück.

„Non, mon petit! Das geht nicht! Du kennst den Krieg nicht, weißt nicht, wie grausam er sein kann oder wie schwer es fällt, einen Mann zu töten. Du bist so schön, so rein. Nichts soll deine unschuldige Seele belasten. Du sollst nicht die gleichen Alpträume erleiden müssen wie ich sie auch nach all den Jahren noch durchlebe.“

Er trat einen Schritt vor und umfasste sanft ihre schmalen Schultern.

„Und was soll ich träumen, wenn du nicht mehr zurückkommst? Wie unschuldig kann meine Seele sein, wenn ich nicht alles versuche, um meine geliebte Maman zu beschützen? Du kannst

mich nicht aufhalten, Maman! Wenn du gehst, gehe ich auch. Und Surkhrang hat auch zugesichert, dass er mitkommen wird. Wir haben alle gefragt, und die meisten haben zugesichert, für die Zukunft kämpfen zu wollen. Nur Vater und ein paar der Alten haben sich dagegen ausgesprochen. Aber was sollten sie gegen uns ausrichten? Was kann die Minderheit gegen die Mehrheit tun?“

„Du hattest schon immer deinen eigenen Kopf, mon petit. Und ich habe dich immer gewähren lassen. Ich fürchte, es ist zu spät, um dir einen Wunsch abzuschlagen. Wir sind also in der Mehrheit, ja?“

Samudresh nickte begeistert. „Die meisten sind der Meinung, dass wir uns lange genug abgeschottet haben. Außerdem glauben sie, dass es die richtige Entscheidung sein muss, weil Kaal’jashwa und Fyatril sie bereits getroffen haben.“

Sie seufzte. „Dann soll es so sein. Hilfst du mir bitte, meine Rüstung anzulegen?“

Ihr Sohn half ihr jene Rüstung anzulegen, die sie nie wieder hatte anlegen wollen. Doch auf ihrer Insel herrschte Krieg, ein Zustand, den sie nicht dulden konnte. Sie würde versuchen, ihre Heimat zu verteidigen, wie sie es schon einmal getan hatte.

Denn sie war eine Kriegerin.

Sie war Jeanne d’Arc

›Ebô’ney?‹

„Ja, Kaal’jashwa?“, sagte Ebô’ney leise, um Parian nicht zu stören. Sie trotteten bereits seit dem gestrigen Morgen durch eine trostlose Felswüste.

›Fyatril und ich kennen einen geheimen Ort in dieser Gegend. Er liegt etwa eine halbe Tagesreise von hier entfernt, in westlicher Richtung, am Rande des Gebirges. Es wäre ein Umweg für uns, aber an diesem Ort herrschen besondere, magische Kräfte. Selbst unter den gegebenen Umständen müsste dort noch ausreichend Magie vorhanden sein, um Parian helfen zu können.‹

„Ein Umweg, hmh?“, sagte Ebô’ney. Sie hatte sich, ähnlich wie Shah Rukh bei Parian, noch nicht daran gewöhnt, die mentale Verbindung zu Kaal’jashwa in beide Richtungen aufrecht zu erhalten.

›Wir müssen an den westlichen Rand des Gebirges. Ich denke, der Umweg kostet uns einen Tag.‹

„Ein geringer Preis, wenn Parian dadurch vielleicht wieder kräftig genug werden würde um zu teleportieren.“ Ebô’ney überlegte einen Moment. „Also gut, wir gehen das Risiko ein. Parian braucht dringend Hilfe. Und zwar mehr als ich ihm geben kann.“

Kaal’jashwa schnaubte zufrieden und schlug einen Weg in westlicher Richtung ein. Nach ein paar Stunden erreichten sie einen großen See. Ebô’ney stöhnte auf.

„Der ist ja riesig! Wir werden Tage brauchen, um ihn zu umrunden!“

›Wir könnten rüberschwimmen‹, schlug Kaal’jashwa vor.

Ebô’ney warf einen Blick auf Parian, der neben ihr in sich zusammengesunken im Sattel saß und während des Weges nicht ein einziges Mal aufgewacht war.

„Ich weiß nicht, Parian ist sehr schwach. Ich habe Angst, dass er bei dem Versuch, den See zu überqueren ertrinken könnte.“

„Hey, ich bin doch nicht aus Diamanteiche. So schnell saufe ich nicht ab.“

„Es tut mir leid, kleiner Halbelf, aber so hart und schwer das Holz einer Diamanteiche auch

sein mag, es hat hervorragende Schwimmeigenschaften. Herzlich willkommen in der wirklichen Welt.“

„Danke. Ich finde es auch gut, endlich wieder hier zu sein“, gab Parian zurück. Er war Ebô'ney dankbar, dass sie einen Scherz machte und nicht auf seinen desolaten körperlichen Zustand einging. Er fühlte sich auch so schlecht genug. „Wo sind wir?“, fragte er und die wenigen Worte strengten ihn bereits sehr an.

„An einem großen Hindernis auf dem Weg zu einem Ort, der dir vielleicht helfen kann, dich wieder besser zu fühlen.“

„Aha. Und wer hat das vorgeschlagen?“

›*Kaal'jashwa*‹, sagte Fyatriel. Es tat gut, ihre Stimme zu hören. Da Ebô'ney nichts sagte, glaubte er, dass sie die Stimme der Stute auch hören konnte, so wie er im Tal der Nyrhy die Stimme des Hengstes hatte hören können.

Unter großer Kraftanstrengung sah er sich um. Die Sonne stach ihm in die Augen und löste rasende Kopfschmerzen aus. Dennoch sah er auf Anhieb, was er suchte. Mit seiner letzten Kraft hob er seine Hand und wies zitternd nach rechts.

„Hütte“, krächzte er. „Fährmann?“

Ebô'ney folgte seinem Hinweis. Sie sah die Hütte und auch das breite Floß davor. Es bot genügend Platz für zwei Passagiere mit Pferden und den Fährmann. Sie lenkte den Hengst zu der Hütte und Fyatriel folgte ihm, ohne dass Parian ihr das befehlen musste. Dankbar legte er seinen Oberkörper auf ihren Hals und entspannte sich ein wenig. Wenn er sich doch nur hinlegen und schlafen könnte...

Die Tür der windschiefen Hütte öffnete sich, ein korpulenter Mann trat heraus und sah ihnen neugierig entgegen. Er trug kniehohe Stulpenstiefel, die weit von seinen Beinen abstanden und speckige Pumphosen. Ein weiter Umhang, verdeckte den Rest seiner Gestalt, ein großer Schlapphut sein Gesicht. Alle Kleidungsstücke mussten einmal schwarz gewesen sein, doch Sonne, Wind und Wetter hatten die Farbe deutlich ausbleichen lassen.

„Hallo“, grüßte Ebô'ney schon von Weitem. „Seid Ihr der Fährmann?“

„Wer will das wissen?“, brummte der Mann unwirsch.

„Zwei harmlose Wanderer mit Pferden, die sich verlaufen haben.“

„Der da“, er wies auf Parian, „ist ein Elf. Elfen sind nie harmlos, die machen nur Ärger.“

„Er ist ein Halbelf“, korrigierte Ebô'ney. „Und obwohl ich zugeben muss, dass er mir tatsächlich ständig Ärger bereitet, ist er eigentlich ganz harmlos.“

„Hmh“, brummte der Fährmann. Ob es eine Zustimmung oder eine Ablehnung war, konnte man schwer sagen. „Habt Ihr überhaupt etwas zum Tauschen dabei?“

›*Don't pay the Ferryman!*‹

„Wir haben genug, um Euch zu zufriedenzustellen“, meldete Parian sich überraschend zu Wort.

„Zeigt es mir!“, verlangte der Fährmann gierig.

„Nein!“, gab Parian erstaunlich laut und entschieden zurück. „Erst bringst du uns über den See. Und zwar genau an die Stelle, die meine Begleiterin dir noch sagen wird. Wenn sie mir bestätigt, dass wir da sind, wo wir hin wollten und wir wieder auf sicherem Boden stehen, können wir über den Preis verhandeln. Keine Sekunde früher.“

Der Fährmann wandte den Kopf in seine Richtung. Parian fühlte seinen Blick auf sich ruhen, konnte die Augen unter der breiten Hutkrempe jedoch nicht sehen.

„Mit dem da mache ich keine Geschäfte“, sagte er und wollte in seine Hütte zurück gehen.

„Aber... wir...“, begann Ebô'ney.

›*Don't pay the Ferryman!*‹, mahnte die Stimme erneut eindringlich in Parians Kopf.

„Entweder, du verhandelst mit mir, oder du kannst es bleiben lassen. Wir bezahlen dich, wenn wir wieder sicher an Land sind, nicht früher. Wenn du uns nicht über den See bringen willst, gut, dann ist das dein Pech. Wir finden schon einen Weg.“

Der Fährmann lachte heiser.

„Das will ich sehen. Das Ufer des Sees ist ausgesprochen unwegsam. Es hat noch nie jemand geschafft, den See zu umrunden. Ihr könntet schwimmen, aber das Wasser wird direkt aus den Gletschern der höchsten Gipfel gespeist. Ihr würdet erfrieren, noch bevor ihr die Mitte des Sees erreicht hättet.“

Parian zuckte mit den Schultern. „So dringend müssen wir nun auch wieder nicht über den See. Wenn du uns nicht rüber bringen willst, dann wollen wir auch nicht rüber. Schade, um die Zeit, die wir mit dem Umweg vertan haben, aber das Ziel war eh ungewiss. Komm, wir gehen.“

„Aber...“, setzte Ebô'ney erneut an. Parian hörte das Entsetzen in ihrer Stimme, die Hoffnung, die sie auf das Ziel dieses Weges setzte, und sie tat ihm leid. Aber er glaubte der Warnung des Phöroschs, verstand seine Zweifel. Bekam der Fährmann seinen Lohn zu früh, oder wusste er, welche Werte sie mit sich führten; wer garantierte ihnen, dass sie sicher am anderen Ufer ankommen würden? Warum sollte sich der Fährmann die Mühe machen, über den gesamten See zu rudern, wenn er sie bereits nach der Hälfte gefahrlos in den See stoßen konnte und seinen Lohn trotzdem erhielt?

„Wir gehen“, sagte er entschieden und legte alle ihm noch verbliebene Kraft in dieses Wort. So viel wie in den letzten Minuten hatte er seit ihrem Aufbruch aus dem Tal der Nyrhy nicht mehr gesprochen. Fyatriel wendete lässig auf der Hinterhand und schickte sich an, davon zu trotten. Parian hörte einen weiteren Hufschlag. Auch wenn Ebô'ney es nicht wollte, folgte Kaal'jashwa seiner Gefährtin.

„Wartet!“, rief ihnen der Fährmann hinterher. „Wer garantiert mir, dass ich auch wirklich meinen Lohn bekomme?“

Wieder wendete Fyatriel auf der Hinterhand, ohne dass Parian etwas dazutun musste.

„Niemand. Aber uns garantiert ja schließlich auch niemand, dass wir heil am anderen Ufer des Sees ankommen, oder?“

Das Lachen des Fährmanns echote von den steilen Felswänden zurück.

„Langsam gefälltst du mir, Kleiner. Vertrauen gegen Vertrauen. Darauf läuft es also hinaus. Ich mag es, wenn jemand weiß, was er will. Also gut. Gib mir die Hand, mein Freund, ich schlage ein. Damit ist der Handel besiegelt. Aber ich warne dich, ich kann ganz schön ungemütlich werden, wenn ich betrogen werde. Das Ruder sind nicht nur zum Flößen geeignet.“

Parian nickte zustimmend und reichte dem Fährmann die Hand. Der Handel war besiegelt. Vorsichtig betraten die Pferde das schwankende Floß. Ebô'ney half Parian von Fyatriels Rücken herunter. Für einen Moment belastete Parian sein verletztes Bein und der Schmerz drohte ihn ohnmächtig werden zu lassen. Er war froh, als er sich setzen und an Fyatriel lehnen konnte. Verdammt, dachte er bei sich, er war ein Elf! Okay, nur ein halber Elf, aber immerhin! Er hätte eine solche Wunde leichter wegstecken müssen, zumal sie bereits von den Katzen behandelt worden war. Die lähmende Müdigkeit, die ihn erneut zu übermannen drohte, war ihm fremd. Er hatte sich noch nie so entsetzlich schwach gefühlt.

›*Don't you (forget about me)!*‹

Die Stimme des Phörosch holte ihn zurück in die Wirklichkeit. Seine Kleidung war mittlerweile völlig durchnässt, doch er spürte die Kälte nicht. Ihm war im Gegenteil unangenehm heiß. Verdammt, bekam er jetzt auch noch Fieber? Das sanfte Schaukeln des Floßes

lullte ihn ein, die Augen fielen ihm wie von selbst zu.

Es fiel ihm schwer, sich auf die Wirklichkeit zu konzentrieren. Warum hatte der Phörosch ihn gewarnt?

„Es gefällt mir nicht, ins Ungewisse zu fahren“, sagte der Fährmann gerade. „Sagt mir wenigstens, was mich am Ende der Fahrt erwartet.“

Parian spürte, dass Ebô'ney bereit war, mit dem Fährmann zu verhandeln.

„Nein“, sagte er und erschrak, wie heiser seine Stimme klang. „Wir verhandeln nicht, wir bezahlen noch nichts und wir machen auch noch keinen Preis aus“, fügte er krächzend hinzu. Ging es ihm so schlecht, wie er sich fühlte? Wie lange würde er noch reiten können? Was lag noch mal am Ende dieses Umweges? Weswegen befand er sich noch mal auf diesem Floß? Verdammt, seine Gedanken schweiften schon wieder ab. Er musste sich konzentrieren!

„...wir uns auf einen Preis einigen.“ Ebô'neys Stimme drang wie aus weiter Ferne an sein Ohr.

„Nein“, sagte er erneut, zu mehr fehlte ihm die Kraft. Verstand sie denn nicht?

„Und wer will mir das verbieten?“, keifte sie.

›Der Phörosch‹, schickte er eine verzweifelte Nachricht an Fyatriel. Da seine Begleiterin schwieg, glaubte er, dass die indirekte Verständigung über die Nyrhy funktionierte. Erschöpft fiel er erneut in einen unruhigen Dämmerzustand.

„Parian?“ Eine Hand rüttelte sanft an seiner Schulter. „Es tut mir leid, aber du musst aufwachen, wir sind da.“

Er konnte sich nicht daran erinnern, dass Ebô'ney je so sanft mit ihm umgegangen wäre. Ging es ihm wirklich so schlecht?

Fyatriel stubste ihn auffordernd mit den Nüstern an, knickte mit der Vorderhand ein und er kletterte mühsam auf ihren Rücken. Er schwankte, als sie sich erhob, blieb jedoch auf ihrem Rücken sitzen. Er entschuldigte sich dafür, dass er ihr dabei an der Mähne gerissen hatte. Sie schnaubte erneut und schüttelte den Kopf. Sie spürte, wie sehr er ihren Beistand brauchte und gab ihm die Unterstützung, die er brauchte.

„Was ist denn jetzt mit meiner Bezahlung?“, bohrte sich die Stimme des Fährmanns in den kleinen Fokus seiner Aufmerksamkeit.

Parian nestelte mit steifen Fingern an seinem Gürtel und warf dem Fährmann einen kleinen Lederbeutel zu. Gierig nestelte der Fährmann an dem Band, mit dem der Beutel verschlossen war und holte eine Handvoll des Inhalts heraus.

„Knöpfe? Was soll ich denn mit Knöpfen?“, beschwerte sich der Mann.

„Knöpfe sind ein begehrtes Tauschmittel auf Atlantis“, erklärte Ebô'ney gelassen. „Du kannst sie gegen Nahrungsmittel und Baumaterial tauschen. Ich finde, Parian hat dich wirklich fürstlich belohnt, mehr als du eigentlich verdient hättest. In der Stadt von Atlantis würde man mit dieser Menge Knöpfe genug Nahrungsmittel für ein Jahr bekommen.“

„Aber wir sind hier nicht in der Stadt von Atlantis“, gab der Fährmann zurück.

„Eben. Der Tauschkurs müsste hier sogar noch besser sein.“

Der Fährmann brummte zögernd. Unentschlossen wog er den Beutel in seiner Hand, dann nickte er, wandte sich von ihnen ab und bestieg sein Floß. Langsam setzten sich die Pferde in Bewegung und Parian verfiel erneut in den üblichen Dämmerzustand. Er hatte das Gefühl, dass nur wenige Sekunden vergangen seien, als Ebô'ney ihn erneut ansprach.

„Parian! Sieh doch nur!“

Ihre Begeisterung weckte sein Interesse und er hob langsam den Kopf. Die Sonne stand schon tief. War wirklich schon wieder so viel Zeit vergangen? *Konzentrier dich*, ermahnte er sich in

Gedanken und versuchte herauszufinden, was Ebô'neys Begeisterung geweckt hatte.

Was er sah, vermochte auch ihm einen Laut der Begeisterung zu entlocken. Vor ihm lag der atemberaubendste Anblick, den er je gesehen hatte.

Die letzten Sonnenstrahlen ließen die Felswand vor ihnen rotgolden erstrahlen. Die Front eines gigantischen Palastes erhob sich vor dem dunkler werdenden Abendhimmel. Kunstvoll verzierte Säulen trugen ein Dach, über dem drei Türme in den Fels gehauen worden waren, unzählige Fenster warfen das sanfte Licht der Sonne zurück. Eine Erinnerung versuchte sich in Parians Gedanken zu schleichen, doch der Nebel, den das Fieber in seinen Kopf zauberte, war zu stark. „Es ist wunderschön“, krächzte er und begann zu husten. *Ich höre mich schon an wie Nemo*, dachte er verzweifelt. Wie sollte er je den Weg nach Hause schaffen? Lohnte es sich überhaupt noch, sich anzustrengen? War nicht bereits alles verloren?

Fyatril setzte sich wieder in Bewegung. Zielsicher fand sie den Weg hinab zum Eingang in den Felsenpalast. Parian spürte Ebô'neys besorgten Blick auf sich ruhen und hoffte, dass sich ihre Hoffnungen bestätigen würden.

Noch bevor Fyatril durch den breiten Eingang des Palastes schritt, war Parian bereits wieder nicht mehr ansprechbar.

Am Abend des fünften Tages saßen Saif und Shah Rukh zusammen und passten auf die Kätzchen auf. Saif kraulte Mir Sharian ausgiebig, während Shah Rukh gedankenverloren mit Chutki Sanam spielte. Mittlerweile zeigte sich deutlich, dass die Kätzchen sehr unterschiedliche Charakter hatten. Während Mir Sharian ein kleiner Charmeur war, der seine Niedlichkeit gezielt einzusetzen wusste, um genau das zu bekommen, was er wollte, war Chutki Sanam eine wahre Draufgängerin. Schon mehrfach hatten die Inder das Kätzchen von einem hohen Schrank oder gar von einem Deckenbalken retten müssen, weil sie sich zwar hinauf aber nicht mehr herunter getraut hatte. Jetzt schlug sie mit der Pfote nach Shah Rukhs Hand, weil er aufgehört hatte, mit ihr zu spielen.

„Aua!“, rief Shah Rukh erschrocken, denn Chutki Sanam hatte ihrer Forderung mit den Krallen Nachdruck verliehen.

Saif warf seinem Freund einen nachdenklichen Blick zu.

„Versuchst du wieder mit Parian in Kontakt zu treten?“

Shah Rukh wischte sich seufzend über die Augen. Es schmerzte Saif, wie schlecht sein Freund aussah. Wenigstens machte er nicht erneut den Fehler nichts zu essen und nicht zu schlafen, wie er es nach Billis Unfall getan hatte.

„Irgendwie hatte ich plötzlich das Gefühl, näher an Parian zu sein, als wäre ich nur noch einen Schritt entfernt davon ihn endlich zu erreichen. Aber es klappt einfach nicht. Ich fühle mich, wie ein halb verhungertes Kettenhund, dessen Futter einen halben Zentimeter außerhalb seiner Reichweite steht.“

Saif setzte sich neben Shah Rukh und legte mitfühlend seinen Arm um dessen Schultern.

„Egal wo Parian ist, er wird alles tun, um zu uns zurückzukehren. Und da Ebô'ney bei ihm ist, bin ich mir absolut sicher, dass er auch tatsächlich zurück kommen wird. Und dann löst sich der ganze Spuk schneller in Luft auf, als wir gucken können.“

Shah Rukh sah Saif erstaunt an.

„Du glaubst an Parians Unschuld?“, fragte er atemlos.

„Natürlich, oder sollte ich etwa nicht?“

„Doch, doch“, beeilte Shah Rukh sich zu sagen. „Es kommt nur so unerwartet. Bis jetzt bist du der erste, der Parian für unschuldig hält.“

„Nun ja, die Indizien sprechen ja leider auch alle gegen ihn.“

„Dennoch glaubst du ihm. Warum?“

„Weil er dein Bruder ist.“

„Was hat denn das damit zu tun?“

„Ist das denn nicht offensichtlich?“, fragte Saif. Als Shah Rukh mit einem Kopfschütteln verneinte, erklärte er: „Du bist sein Bruder und kennst ihn besser als jeder andere. Mal ganz abgesehen davon, wie absurd es ist zu glauben, dass Parian mit Nemo und Said ausgerechnet die einzigen Personen töten sollte, die außer dir je vorbehaltlos an ihn geglaubt haben, bist du derjenige, der am besten weiß, zu was Parian fähig ist und wozu nicht. Und deswegen glaube ich an ihn, weil du an ihn glaubst.“

Wäre Soha an Parians Stelle und ich an deiner, ich würde genauso an sie glauben, wie du an Parian glaubst. Und ich weiß, dass sie im umgekehrten Fall auch an mich glauben würde. So ist das nun einmal unter Geschwistern.“

„Danke“, flüsterte Shah Rukh sichtlich bewegt. „Das bedeutet mir wirklich sehr viel. Wenn ich nur wüsste, was mit Said geschehen ist.“

„Hast du schon einmal über einen unbekanntem Dritten nachgedacht?“

„Wie meinst du das?“, erkundigte Shah Rukh sich vorsichtig und dachte an Bael'anis.

„Ich musste gerade an die Sache mit Rah'ün denken. Wie er uns alle beeinflusst hat. Niemand wusste, dass er diese Gabe hat, was ihm die Sache erleichtert hat. Was wäre, wenn es in unserer Nähe jemanden gäbe, der eine unbekannte Gabe besitzt und aus irgendeinem Grund etwas gegen Parian hat und ihn so reinlegen wollte. Was mich an dem Vorfall mit Said stört ist, dass alles so verdammt gut zusammenpasst. Das wirkt irgendwie arrangiert, wenn du verstehst, was ich meine.“

„Ein unbekannter Dritter“, murmelte Shah Rukh und versank wieder in dumpfes Brüten.

Saif störte ihn nicht weiter und widmete sich dem Spiel mit Chutki Sanam. Er hoffte nicht nur um Parians und Shah Rukhs Willen, dass sich die ganze Sache so bald wie möglich auflösen würde.

Sie folgten einem breiten Gang durch den Fels. Die Pferde gingen dicht beieinander, so dass Parian auf der einen Seite von der Felswand und auf der anderen von Ebô'ney gestützt werden konnte.

„Wo sind wir hier?“, fragte Ebô'ney.

„İl' Baḥjadir al' Patfa“, krächzte Parian.

Ebô'ney warf ihm einen ungläubigen Blick zu. „Die Stadt der Magier? Du musst dich irren! İl' Baḥjadir al' Patfa ist ein Mythos, eine Legende!“

Kaal' jashwa wieherte belustigt.

›Die Nyrhy sind auch nur eine Mythos, eine Legende. Und trotzdem reitest du auf einem.<

„Dann ist das hier tatsächlich İl' Baḥjadir al' Patfa?“

›Parian hat Recht, dies ist die sagenumwobene Stadt der Magier.<

„Aber wie kann das sein? So viele haben nach diesem Ort gesucht und niemand hat ihn bisher gefunden.“

›Es gibt viele magische Orte auf Atlantis, die man nicht ohne weiteres finden kann. Im Grunde

kann man sagen, je größer die Magie an einem Ort, desto größer ist auch der Zauber, der ihn schützt. Die Stadt der Magier ist einer der Orte mit den größten Magie. Um ihn zu betreten muss man gewisse Voraussetzungen erfüllen.<

„Und welche wären das?“

>Du musst ein magisches Wesen mit dir führen, zwei Nyrhy, zum Beispiel, oder einen Phörosch. Und du brauchst ein reines Herz. Denn İ’Başadîr aļ’Patfa, die große Stadt der Magier, wird dem, der wirkliche Not leidet, alles geben, was er braucht, um diese Not zu lindern.<

Ebô’ney hob zögernd den Kopf. Da war etwas in der Luft, dass sie rief und...

„Bäume“, flüsterte sie ungläubig. „Hier sind Bäume!“

>Selbstverständlich sind hier Bäume<, sagte Kaal’jashwa. >Energie für den Teleporter und Bäume für die Tochter des Waldes.<

Ebô’neys Freude wurde durch einen Gedanken getrübt.

>Was hast du, Tochter des Waldes?<

„Ich dachte daran, dass uns selbst die Stadt der Magier nicht geben kann, was wir am meisten brauchen.“

>Und was wäre das?<

„Etwas, dass Nemo heilt.“

>Du bist noch jung, du hast zwar viel erlebt und durchlitten, aber du kennst immer noch nicht die Spielregeln des Lebens. Es gibt Wege, die muss man bis zum Ende gehen. Eine Abkürzung würde das Ziel in Frage stellen. Und wenn man etwas nicht bekommt, dann bedeutet das vielleicht, dass man es schon längst besitzt.<

Bevor sie antworten konnte, erreichten sie einen offenen Platz. Hohe Bäume bildeten rechts von ihnen einen kleinen Wald, auf der linken Seite gab es einen Brunnen und zwei Lager, daneben ein großen Ballen Heu. Fyatriil ging neben einem der Lager zu Boden und Ebô’ney versuchte Parian vom Pferderücken auf das Lager zu legen, ohne ihm weitere Schmerzen zu bereiten. Sie wusste, dass er sich zusammenriss, um sie nicht merken lassen, wie schlecht es ihm ging. Und sie riss sich zusammen, damit er nicht merkte, dass sie wusste, wie schlecht es ihm wirklich ging.

Die Pferde wandten sich dem Heu zu, während Ebô’ney einen Eimer Wasser aus dem Brunnen zog. Das Wasser war angenehm kühl. Sie trank einen hastigen Schluck, bevor sie ein Tuch eintauchte und Parian auf die Stirn legte. Er öffnete kurz die Augen und schenkte ihr ein dankbares Lächeln, bevor er in einen unruhigen Schlaf fiel. Er hatte Fieber bekommen. Sie untersuchte sein Bein, konnte aber nichts feststellen. Die Wunde blutete nicht, die Narbe war kühl. Das Bein war nicht das Problem.

Als sie sich erhob, stieß sie aus Versehen gegen seine linke Hand, die schlaff neben dem Lager herunter hing. Parian stöhnte auf. Neugierig geworden entfernte Ebô’ney den schmutzigen Verband. Parian hatte ihr immer versichert, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchte, jetzt schalt sie sich eine Närrin, dass sie auf ihn gehört hatte.

Die Hand war dick und heiß, eitrig gelb stach ein tiefer Schnitt von der roten Haut ab, die sich um die Wunde herum bereits bläulich schwarz verfärbte.

„Du bist ein Idiot, Parian Lefay“, schimpfte sie wütend und tauchte die Hand in das frische Wasser. Parian schrie vor Schmerzen, als sie die Wunde mit ihrem Messer öffnete, damit der Eiter ablaufen konnte. Sie entschuldigte sich knapp, wobei sie einen Würgereiz unterdrückte. Die Wunde stank bestialisch. Sie musste den Kopf wegrehen, um ein bisschen frische Luft zu atmen und sah die Bäume.

Verdammt, warum war ihr das nicht schon vorher aufgefallen?

Sie vergewisserte sich, dass Parian nicht von dem Lager fallen konnte und rannte auf die Bäume zu. Es tat gut, wieder in der Nähe von so vielen Bäumen sein zu können, doch um sie ging es im Moment gar nicht. Sie hatte den ersten Baum erreicht. Behutsam strich sie über seine Rinde und kontrollierte noch einmal die Blätter, um wirklich sicher zu gehen. Parian zu Liebe konnte sie sich keinen Fehler erlauben. Doch sie hatte Glück, sie hatte den richtigen Baum gefunden.

„Verzeih, ich muss dir weh tun“, murmelte sie und setzte das Messer an der Rinde an. Mit geschickten Schnitten ritzte sie ein großes Y in den Baum. Schon trat der erste Saft aus. Mit dem Messer schnitt sie hastig ein Stück von ihrer Bluse ab und tränkte es mit dem Saft des Baumes. Schnell lief sie zu Parian zurück und legte den mehrfach gefalteten Stoff um die Hand.

„Es tut mir leid“, flüsterte sie und drückte den Stoff auf die Wunde. „Ich weiß, es tut weh, aber es wird dir helfen. Vertrau mir bitte!“

Seine Hand zuckte in ihrer, er versuchte sich aus ihrem Griff zu lösen, doch sie gab nicht nach. Seine Gegenwehr erlahmte langsam und sie vermutete, dass er vor Schmerz ohnmächtig geworden war. Sie schnitt ein weiteres Stück von ihrer Bluse ab und tränkte es erneut mit dem Saft des Baumes. Sie fand, dass die Wunde bereits etwas besser aussah und wickelte den getränkten Stoff locker um die Hand. Für einen kurzen Moment dachte sie an etwas zu essen, doch das Bedürfnis nach Schlaf war größer. Sie legte ihren Umhang über Parian und legte sich auf das andere Lager.

Als sie erwachte, stand ein kleiner Tisch vor ihrem Lager. Nahrhafte aber leicht verdauliche Speisen befanden sich darauf. Sie steckte sich ein Stück gedünsteten Fisch in den Mund, um ihren Magen zu beruhigen, dann wandte sie sich an Parian. Als hätte er ihre Gegenwart bemerkt, öffnete er die Augen.

„Hey“, sagte er leise.

„Hey“, antwortete sie erleichtert, denn der fiebrige Glanz in seinen Augen war verschwunden.

„Wie fühlst du dich?“

„Als hätte mich eine Herde Pferde überrannt. Wie lange habe ich geschlafen?“

„Ich weiß es nicht, ich bin auch gerade erst aufgewacht. Du kannst von Glück sagen, dass wir hier gelandet sind und ich mir deine Hand angeschaut habe.“

Langsam hob Parian seine linke Hand, sah erst sie, dann Ebô'ney an. „Du hast den Verband erneuert. Mit deiner Bluse“, stellte er verwundert fest.

„Nicht nur das. Ich habe mindestens einen Eimer Eiter aus der Wunde geholt, du dummer, hirnloser Elf! Wie kannst du so eine tiefe Wunde dermaßen vernachlässigen? Du hättest deine Hand verlieren können, oder sogar dein Leben!“

Parian schloss ergeben die Augen. Was hätte er ihr sagen können? Er ließ sie eine Weile schimpfen, sie würde sich schon wieder beruhigen. Als sie endlich ruhiger wurde, begann sie ihm Essen in den Mund zu stopfen. Er hatte keinen Hunger, wagte jedoch nicht, ihr das zu sagen. Ein Nein hätte sie nicht akzeptiert.

Sie hatten gut geschlafen und noch besser gegessen. Die Medizin aus dem Saft der Bäume schien Parian gut zu tun und er fühlte sich auch schon deutlich besser. Zwar war die Haut um die Wunde immer noch rot, heiß und gespannt, doch der Eiter ließ merklich nach. Zumindest kam es Ebô'ney so vor.

Parian war erneut eingeschlafen und die junge Frau kümmerte sich um die Nyrhy. Der

Himmel färbte sich schon wieder rosa, als Parian erwachte. Sofort bereitete sie ihm eine Mahlzeit zu. Der Tisch, der am letzten Abend wie aus dem Nichts aufgetaucht war, füllte sich immer wieder von neuem, egal, wie viel Nahrung sie von ihm wegnahm. Sie hatte bereits die Satteltaschen der Pferde gefüllt und hoffte, dass das Essen sich nicht in Luft auflösen würde, sobald sie die Stadt der Magier verließen. Schweigend ließ Parian zu, dass sie ihn fütterte.

„Ich kann nicht mehr“, sagte er nach einer Weile.

„Du hast gut gegessen“, erwiderte Ebô'ney.

„Ich habe mir Mühe gegeben. Dabei hatte ich eigentlich gar keinen Appetit.“

Parian drehte sich auf die Seite und wandte Ebô'ney den Rücken zu. Sie erhob sich und machte sich daran, das Geschirr in der Quelle zu waschen. Sie schreckte aus ihren Gedanken hoch, als Parian unvermittelt das Wort an sie richtete.

„Sag, Ebô'ney, glaubst du, dass Schuldgefühle einen krank machen können oder dass es eine höhere Macht gibt, die einen für etwas bestrafen, dass man anderen angetan hat?“

Ebô'ney sah Parian überrascht an.

„Warum solltest du dich schuldig fühlen?“, fragte sie leicht hin und konnte nicht verhindern, dass sie an den Mordanschlag auf Said dachte.

„Nicht Suids wegen“, sagte Parian, als habe er ihre Gedanken erraten. „Denn das bin ich nicht gewesen.“

„Warum denn dann?“

„Weil 786 unschuldige Seelen auf meinem Gewissen lasten. 786 Unschuldige, die mir vertrauten und die ich in den Tod geführt habe.“

Ebô'ney schluckte hart an dem Kloß, der sich plötzlich in ihrem Hals steckte. Über die Ereignisse der letzten Tage Parians schlechten gesundheitlichen Zustand und die Sorgen, die sie sich um ihn machte, hatte sie dieses Detail der letzten Schlacht beinahe vergessen.

„Das war doch nicht deine Schuld“, sagte sie. „Du bist verraten worden, dessen bin ich mir sicher. Wenn du jemandem die Schuld an dem Tod der Soldaten geben möchtest, dann gib sie dem Verräter! Und wo wir schon mal bei dem Thema sind, möchte ich klarstellen, dass ich nicht daran glaube, dass du etwas mit den Mordanschlägen zu tun hast. Da ist eine gigantische Verschwörung im Gange und ich schwöre, dass wir die auflösen werden, sobald wir wieder Zuhause sind!“

Parian, der Ebô'ney weiterhin den Rücken zu wandte, antwortete nicht. Sie wusste, dass ihre Worte ihm kein Trost sein konnten und hoffte doch, dass er ihr wenigstens ein bisschen helfen können. Sie beschloss, Parian zunächst in Ruhe zu lassen und ging zu Kaal'jashwa. Sie war erstaunt, als Parian sie nach einiger Zeit erneut ansprach und ein völlig anderes Thema anschnitt.

„Schau, der Silbermond steht am Himmel und scheint zu uns herab, lässt alles in Fehlfarben erstrahlen. Selbst der rote Fels scheint silbern zu sein.“

Sie lachte leise, verwirrt über den Themenwechsel und gleichzeitig froh darüber, dass die trübe Stimmung verflogen zu sein schien.

„Kramst du jetzt den Poeten hervor?“

„Weiß nicht, ich dachte, es würde mich vielleicht von meinen trüben Gedanken ablenken.“

„Du denkst immer noch an die Verschwörung?“

„Ich weiß nicht, warum mich das so mitnimmt. Es ist ja schließlich nicht die erste allgemeine Verunsicherung, die mich betrifft. Ich bin daran gewohnt, dass man mich meidet, dass sich jeder sein Schandmaul über mich zerreißt. Aber diesmal ist es anders. Diesmal sind auch solche darunter, die ich als Freunde betrachtet habe. Das ist es, was mich so fertig macht. Alle scheinen

sich wie giftige Skorpione auf mich zu stürzen.“

„Du darfst dir das nicht so zu Herzen nehmen. Und vor allen Dingen darfst du eines nie vergessen: Wir sind Helden! Und ich glaube, du hast einen größeren Freundeskreis, als du denkst.“

„Ach, echt? Davon habe ich bei meiner so genannten Verhandlung aber nicht viel gemerkt. Ich habe den Zweifel in den Augen der anderen doch gesehen! Selbst die Ärzte, unser Katzen Trio und Dawn, vor allem Dawn, stand der Zweifel ins Gesicht geschrieben!“

„Ach, Parian, wir sind doch alle keine Engel. Die fantastischen Vier scheinen noch an dich zu glauben, das beruhigt mich und sollte dich auch beruhigen.“

„Die fantastischen Vier?“, fragte Parian erstaunt nach.

„Shah Rukh, Saif, Karan und Nemo, die vier fantastischen Inder auf dieser Insel, die Allianz gegen die Dunkelheit. Sie glauben an dich und daran wird sich nichts ändern.“

„Na toll, vier von ... wie viele leben jetzt in unserem Dorf?“

„Du darfst es ihnen nicht verübeln. Wer auch immer diese Intrige spinnt, er spinnt sie gut. Aber glaube mir, wer immer sich an deinem guten Ruf vergreift, er sitzt in einem Glashaus. Und je mehr Steine er wirft, um so schneller wird sein Glashaus zerstört und er wird sich zu erkennen geben müssen. Glaube einer Halbhelfe in der dritten Generation!“

„Ganz schön massive Töne, dir du da von dir gibst.“

„Mag sein, aber ich bin der Meinung, dass es die Wahrheit sind.“

„Trotzdem fühle ich mich, als lebte ich im Garten eines Narren und es gehört schon mehr als ein bisschen Glauben dazu, um mich davon zu überzeugen, dass alles wieder gut wird. Das alles ist so schrecklich unheilig.“

„Das klingt jetzt so, als würde der Elf aus dir sprechen“, sagte Ebô'ney sanft. „Manchmal habe ich das Gefühl, als würden zwei verschiedene Personen in dir wohnen.“

„Gut. Wenn das so ist, dann gehen Ich und Ich jetzt schlafen!“

Parian drehte Ebô'ney den Rücken zu und tat so, als schlief er. Aber er konnte nicht einschlafen. Streng genommen war er ihr noch nicht einmal böse, sondern tat nur so, damit er nicht mehr über dieses leidige Thema reden musste. Hier in der Stadt der Magier konnte er beinahe alles vergessen. Alles, außer dem, was ihm wirklich auf dem Herzen lag. Und vielleicht lag es an der besonderen Magie dieses Ortes, dass er sich endlich ein Herz fasste und das aussprach, was er sich sonst nie zu sagen traute.

„Weißt du, Ebô'ney, ich weiß, die Situation hier und jetzt ist alles andere, als ideal, aber da ist etwas, das ich dir schon lange sagen wollte.“ Sein Herz schlug ihm bis zum Hals, doch jetzt gab es kein zurück mehr. „Du bist so pur, so rein, dass es mir manchmal schwer fällt zu glauben, dass du Wirklichkeit bist. Du müsstest eine Mondblume sein, so schön bist du, doch das geht ja leider nicht. Doch das ist nicht schlimm. Alle Blumen blühen anders, weißt du? Du bist wie die Rosen, stolz und unnahbar, dein Herz ist gütig und rein, aber hart wie ein Diamant, von hundert Karat. Das macht dich unnötig einsam. Du solltest mitten unter deinen Freunden sein, wie ein Baum in einem Wal, doch bleibst du meistens alleine, wie die Randfichten, die am Waldrand stehen und keinen anderen Baum in ihrer Nähe dulden. Du musst dich öffnen, musst der Welt deine vielen Facetten zeigen. Denn das ist, wie ich dich sehe, glitzernd wie ein Glasperlenspiel in der Sonne. Du bist meine Sonne, weißt du das? Wir sind wie rollende Steine auf dem Pfad der Liebe und auf den Pfaden der Liebe werden wir uns wiedersehen.“

Parian war sich nicht sicher, ob Ebô'ney ihm zugehört hatte, weil sie ihm nicht antwortete. Da stahl sich die Stimme des Phöroschs in seine Gedanken.

›*Dreams are my Reality...*‹

Verwirrt schlief Parian ein. Oder hatte er bereits die ganze Zeit schon geschlafen?